

Wilke, Kerstin

"Jungen machen doch keine Mädchensachen". Musikpräferenzen von Grundschulkindern als Mittel zur Konstruktion von Geschlechtlichkeit

Schläbitz, Norbert [Hrsg.]: *Interdisziplinarität als Herausforderung musikpädagogischer Forschung*. Essen : Die Blaue Eule 2009, S. 323-349. - (Musikpädagogische Forschung; 30)



Quellenangabe/ Reference:

Wilke, Kerstin: "Jungen machen doch keine Mädchensachen". Musikpräferenzen von Grundschulkindern als Mittel zur Konstruktion von Geschlechtlichkeit - In: Schläbitz, Norbert [Hrsg.]: *Interdisziplinarität als Herausforderung musikpädagogischer Forschung*. Essen : Die Blaue Eule 2009, S. 323-349 - URN: urn:nbn:de:01111-pedocs-251439 - DOI: 10.25656/01:25143

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:01111-pedocs-251439>

<https://doi.org/10.25656/01:25143>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.ampf.info>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht-exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, veröffentlichen oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Musikpädagogische Forschung

Norbert Schläbitz
(Hrsg.)

Interdisziplinarität als Herausforderung musikpädagogischer Forschung



Themenstellung: Die Tagung des Arbeitskreises Musikpädagogische Forschung in Paderborn im Jahr 2008 hat sich des Themas der Interdisziplinarität in der Musikpädagogik, die den operativen Normalfall für das Fach darstellt, angenommen. Die versammelten Aufsätze zeigen, wie vielfältig das Zusammenspiel von *Musik* → *Pädagogik* → *Nachbarwissenschaften* im Kontext des Forschens ist: Die Aufsätze in diesem Band setzen sich zum einen mit der Interdisziplinarität des Faches selbst auseinander und liefern solchermaßen eine theoretische Reflexion eigenen Tuns. Die Aufsätze führen zum anderen an Forschungsprojekten vor, was es konkret heißt, interdisziplinär zu arbeiten. In den Blick gerät über das Nachdenken interdisziplinärer Forschung einerseits und dem Vorstellen konkreter Forschungsprojekte andererseits auch die methodische Bandbreite: Empirisch-experimentelle Forschung mit einem quantitativen Ansatz zeigt sich in dem Band genauso vertreten wie qualitative Forschung, und mitunter werden beide Forschungsansätze im Zusammenklang vorgeführt.

Der Herausgeber: Norbert Schläbitz, Jg. 1959, Medientheoretiker und Musikpädagoge. Studium Lehramt Sek II/I (Deutsch/Musik). 1984-1992 Filmmusikkomponist. Schuldienst. Promotion. Habilitation. Mitarbeit bis 2004 im Bundesausschuss „Musik und Medien“ des Deutschen Musikrates und seit 2005 im Vorstand des AMPF. Seit 2004 o. Professor für Musikdidaktik am Institut für Musikwissenschaft und Musikpädagogik an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Forschungsschwerpunkte: „Neue Medien und Musik“, „Neue Lernformen im Musikunterricht“. Herausgeber der Reihe „EinFach Musik – Unterrichtsmodelle“ (Schöningh).

Inhalt

Norbert Schläbitz:

Obligat - Interdisziplinarität 7

Marie Luise Schulten, Kai Lothwesen:

Musikpädagogik und Systematische Musikwissenschaft. Beziehungen der Disziplinen aus fach- und forschungshistorischer Perspektive 13

Stefanie Rhein, Renate Müller:

Auf dem Weg zu einer Musikpädagogischen Jugendsoziologie 31

Lars Oberhaus:

„ ... an den Fransen erkennt man das Gewebe“ 49

Alexander Cvetko, Daniel Meyer:

Problemlösen im Musikunterricht – Interdisziplinarität als Ausgangspunkt für eine kompetenzorientierte Perspektive 67

Susanne Naacke, Andreas Lehmann-Wermser:

MUKUS – Studie zur musisch-kulturellen Bildung an Ganztagschulen. Qualitative Fallstudien 97

Sonja Nonte, Andreas Lehmann-Wermser:

Musisch-kulturelle Bildung in der Ganztagschule 125

Immanuel Brockhaus, Bernhard Weber

Inside the cut. Wahrnehmen digitaler Schnittmuster in populärer Musik 147

Michael Ahlers:

Zur Relevanz des Faktors Usability: Ergebnisse zur Bewertung der Ergonomie von Benutzerschnittstellen ausgewählter Sequenzer-Programme aus Schülersicht 153

Anja Herold:

„... wie ein Stau auf der Autobahn ...“. Lust und Frust beim Instrumentalspiel – Abbrüche und Umbrüche im musikalischen Werdegang 173

Jutta Möhle:

Entwicklungsbegleitung durch Instrumentalunterricht bei Grundschulkindern mit chronischer Erkrankung – Eine Studie am Fallbeispiel 213

Jutta von Hasselbach:

100 Jahre ‚*Physiologic Turn*‘ in der Streichinstrumentalpädagogik 239

Franziska Olbertz:

Musikalische Hochbegabung und ihre Beziehungen zu anderen Fähigkeitsbereichen 263

Christiane Liermann:

Auswirkungen des Zentralabiturs auf die Individualkonzepte von Musiklehrerinnen und Musiklehrern 283

Constanze Rora

Erzähltheoretische Perspektiven auf das musikpädagogische Problem des Sprechens über Musik 309

Kerstin Wilke

„Jungen machen doch keine Mädchensachen“. Musikpräferenzen von Grundschulkindern als Mittel zur Konstruktion von Geschlechtlichkeit 323

Herbert Bruhn

Einsatz von Musiktests in der empirischen Forschung 351

KERSTIN WILKE

„Jungen machen doch keine Mädchensachen!“

Musikpräferenzen von Grundschulkindern als Mittel zur Konstruktion von Geschlechtlichkeit

1. „Wenn meine Eltern wüssten, ...“ – Über die vermeintliche Elternorientierung kindlicher Musikpräferenzen

Karim ist neun Jahre alt und geht ins vierte Schuljahr. Sein derzeitiger Lieblingssänger ist der amerikanische Gangsta Rapper 50 CENT. Der, so erzählt Karim in einem narrativen Interview, hat nämlich tolle Muskeln, coole Tätowierungen, ganz viel Geld und so eine geile, tiefe Stimme. Außerdem hat er bei Straßenkämpfen neun Schüsse überlebt und deshalb hört man auch in seinen Liedern immer wieder Schüsse und Schreie. Und was sagen Karims Eltern zu seiner Lieblingsmusik, die von Maschinengewehrsalven, Sirenengeheul und Angstschreien strotzt? Die wissen das natürlich nicht denn:

„Wenn meine Eltern wüssten, was ich höre, dann kriege ich vielleicht Ärger! Also, ich krieg nicht Ärger, aber die sagen dann ‚Hör das nicht mehr!‘“ (Karim, narratives Interview)

Der hier geschilderte Fall steht im Widerspruch zu der auch in aktuellen musikpädagogisch relevanten Publikationen formulierten Annahme, dass sich musikalische Vorlieben von Kindern unter 10 Jahren noch sehr am Geschmack der Eltern orientieren und dass sich ein eigener stabiler Musikgeschmack erst später ausprägt.

Hargreaves prägte 1982 den Begriff der „*open-earedness*“ (Offenohrigkeit), der Kindern eine Toleranz und Offenheit gegenüber jeglicher Art von Musik zuschreibt, die erst mit Beginn der Pubertät abnimmt (Hargreaves, 1982). Dollases Phasenmodell (1997) placiert die *Anstiegsphase*, in der das Interesse für Musik, insbesondere für Pop-Rock-Musik, steigt, nach dem 10. Lebensjahr:

„Vor dem Eintritt in die Anstiegsphase, also bei Kindern vom 8. bis zum 10. Lebensjahr, ist festzustellen, dass sie sich, belegt durch empirische Untersuchungen, doch noch sehr am Geschmack der Eltern orientieren. [...] Auch eine andere Studie¹ stellt aufgrund einer Befragung fest, daß bis zum 12. Lebensjahr Musikgeschmack und Musizieren an der Erwachsenenwelt orientiert sind, repräsentiert durch die Institutionen Familie, Schule und Musikschule.“ (Dollase, 1997, S. 357)

In seiner jüngst publizierten Darstellung des Forschungsstands bezüglich musikalischer Präferenzen bestätigt Kloppenburg diese Annahme erneut. Er ordnet die Kindheit der ersten Phase der Entwicklung musikalischer Vorlieben zu, in der der Musikgeschmack der Eltern prägende Bedeutung hat. Erst in der zweiten Phase, dem Jugendalter, lasse die Orientierung an peers den Einfluss der Eltern in den Hintergrund treten (vgl. Kloppenburg 2006, S. 367).

Zwei Argumente aus benachbarten wissenschaftlichen Disziplinen lassen vermuten, dass Karim kein Einzelfall ist und verlangen eine kritische Auseinandersetzung mit der vermeintlichen Eltern- und Erwachsenenorientierung kindlicher Musikpräferenzen:

Entwicklungspsychologisches Argument: In der mittleren Kindheit (zwischen dem 6. und 10. Lebensjahr) wird die sekundäre Sozialisation als vorrangige Entwicklungsaufgabe angesehen: Der Einfluss der Eltern verringert sich, die Bedeutung von peers und außerfamiliären Leitfiguren nimmt für die Kinder zu. Mit der Einschulung beginnt das Kind, stetig selbständiger zu werden und gewissermaßen „von den Eltern weg zu wachsen“ (Rendtorff 2003, S. 115).

Mediensoziologisches Argument: Die aktuellen repräsentativen Kinderstudien² konstatieren, dass bei Kindern eine hohe Nachfrage nach Geräten der Unterhaltungselektronik besteht. Viele Kinder können PC, Stereoanlage, CD-

¹ Rösing/Phleps (1993): Persönlichkeitsentwicklung. In: Bruhn/Oerter/Rösing: Musikpsychologie. Ein Handbuch. Reinbeck: Rowohlt.

² Vgl. Hurrelmann/Andresen: 1. World Vision Kinderstudie (2007), Kids-Verbraucheranalysen (Ehapa)

http://www.ehapa-media.de/pdf_download/Pressemitteilung_KVA07.pdf

http://www.ehapamedia.de/pdf_download/KVA06_Praesentation.pdf, S. 37, (Zugriff jeweils: 02.08.2008)

Player oder MP3-Player selbständig nutzen. 85% der 8- bis 11-Jährigen besitzen in ihrem Kinderzimmer einen eigenen CD-Player oder Kassettenrekorder (vgl. Hurrelmann/Andresen 2007, S. 181), 46% der 6- bis 13-Jährigen sind regelmäßig online, 27% von diesen nutzten 2006 das Internet, um Musik herunter zu laden (vgl. Ehapa 2006).

Die Ergebnisse der unterschiedlichen Kinderstudien zeigen, dass Musik für Kinder in den letzten Jahren immer leichter verfügbar geworden ist – es ist *kinderleicht* und dazu auch noch kostenlos, mit dem Handy³ via Bluetooth Musik auszutauschen. Musik kann heute wesentlich selbstbestimmter und elternunabhängiger genutzt werden als noch vor 10-15 Jahren. Warum sollte dieser veränderte Umgang mit Musik nicht auch Einfluss auf die musikalischen Präferenzen haben? Der Erziehungswissenschaftler Burkhard Fuhs, der seit Mitte der 1980er Jahre Kindheitsforschung betreibt und sich speziell mit der *„Kindheit im Wandel“* beschäftigt, schreibt:

„Neben dem Erlernen eines eigenen Instruments kommt dem Musikkonsum, der Hitparade und der Musik-Fan-Kultur in den letzten Jahren auch für 10- bis 12-jährige eine wachsende Bedeutung zu. Elemente früherer Jugendkultur finden sich damit auch schon in der späten Kindheit. Viele Kinder gestalten offensichtlich ihre Kindheit schon durch einen individuellen Musikgeschmack, der im Austausch mit anderen gleichaltrigen Kindern der eigenen Identitätsbildung und der Abgrenzung von anderen dient. Das Musikhören wird im Übergang zur Jugend immer wichtiger und zu einem dominanten Merkmal der Jugendkultur.“ (Fuhs, 2002, S. 643)

Es ist also an der Zeit, dass sich die Musikpädagogik der veränderten Medienumwelt stellt, die musikalischen Umgangsweisen und Präferenzen von Kindern im Grundschulalter erneut prüft und den musikpädagogischen Umgang mit dieser Situation überdenkt.

Daher untersuche ich im Rahmen meines Promotionsvorhabens unter Nutzung quantitativer und qualitativer Methoden der Sozialforschung die Musikpräferenzen von Grundschulkindern des dritten und vierten Schuljahrs. Die Analyse der quantitativen Daten dient in meiner Studie zur Exploration und generiert Fragestellungen; die sich anschließende qualitative Studie erarbeitet

³ Immerhin 36% der 8-11jährigen besitzen ein eigenes Handy (vgl. Hurrelmann/Andresen, 2007, S. 190)

Interpretationen für die quantitativen Daten. Der vorliegende Aufsatz gewährt Einblicke in beide Teilstudien, der quantitative Teil kann als Bestandsaufnahme der Musikpräferenzen von Kindern im Grundschulalter gelesen werden. Bei der Darstellung der qualitativen Studie liegt der Fokus in diesem Aufsatz auf der Aushandlung von Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepten über Musikpräferenzen, da sich diese Kategorie bei der Analyse der Daten als sehr wichtig erwiesen hat.

2. Musikalische Präferenzen von Grundschulkindern – Eine Bestandsaufnahme

Im Kontext der von der Bertelsmann Stiftung in Auftrag gegebenen Evaluation des hessischen Modellprojekts „Musikalische Grundschule“ durch das Institut für Musik der Universität Kassel hat eine Analyse von über 1500 Schülerfragebögen ergeben, dass aktuelle Popmusik bereits für Grundschul-kinder der dritten und vierten Klasse einen hohen Stellenwert einnimmt. Diese Einsicht bildet den Ausgangspunkt meiner Überlegungen.

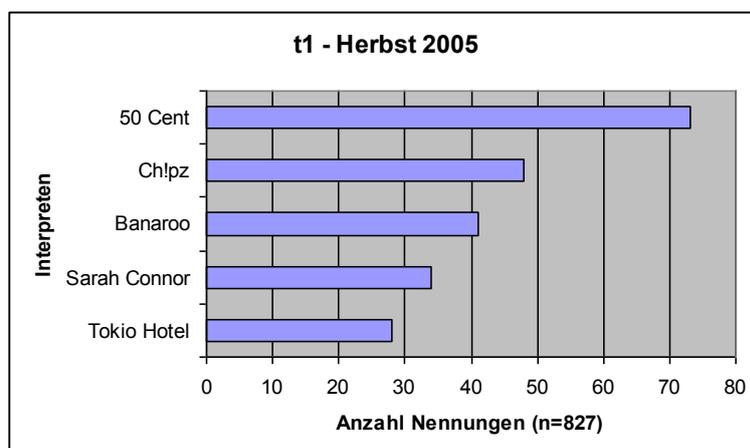
Befragt nach ihren Lieblingsliedern zu zwei Befragungszeitpunkten im Abstand eines Jahres, nennen die Kinder sehr häufig nationale und internationale Popstars oder diverse Popsongs: Medial Vermitteltes nimmt im Vergleich zum Klassenrepertoire, das überwiegend aus traditionellen und Neuen Kinderliedern besteht, einen sehr hohen Stellenwert ein.

Was ist Dein Lieblingslied? (Von zu Hause oder aus der Schule)

Kategorie	Herbst 2005 – 3. Schuljahr	Sommer 2006 – 4. Schuljahr
Medial vermittelt	43,3%	45,0%
Klassenrepertoire	19,3%	21,3%
Medial vermittelt + Klassen- repertoire	9,3%	7,2%
Sonstiges	6,7%	7,2%
Fehlender Wert	21,4%	19,8%

Tabelle 1: Medial Vermitteltes oder Klassenrepertoire?

Die von den Kindern genannten medial vermittelten Lieder stammen größtenteils aus dem Bereich der *Popmusik*⁴. Obwohl nach den Lieblingsliedern gefragt wurde, geben die Kinder häufig auch Interpretennamen oder seltener Genrebezeichnungen (z.B. *Techno*, *HipHop* oder *Rock*) an. Insgesamt besteht das Datenmaterial aus mehr als 350 verschiedenen freien Nennungen (Lieder, Interpreten, Komponisten und Genrebezeichnungen); in den allermeisten Fällen wird ein Lied/Interpret/Genre ein- bis fünfmal genannt. Sucht man *das* Lieblingslied des ersten Befragungszeitraums (Herbst 2005), so kann man zwar das ‚Lied‘ „Candy Shop“ des amerikanischen Rappers 50 CENT mit 20 Nennungen ausfindig machen, auf den Rängen darunter zeigen sich aber keine klaren Tendenzen. Da in der Popmusik der Interpret auch gleichzeitig als Repräsentant für eine bestimmte Stilistik steht, die möglicherweise eine wesentlich höhere Aussagekraft über die jeweilige Musikpräferenz besitzt als ein einzelner Song, ist es sinnvoll, Lieder und ihre Interpreten zusammengefasst zu betrachten. Auf diese Weise entsteht ein klareres Bild. Die Lieblingsmusik – repräsentiert durch den Interpreten – lässt sich so in einer Liste der *Top 5* darstellen.



4 Ich verwende den Begriff Popmusik hier nicht als Genrebezeichnung – dafür ist er aufgrund seiner sehr unterschiedlichen Verwendungsformen in journalistischen, musikpädagogischen oder soziologischen Kontexten sowie sich ständig verändernder Erscheinungsformen völlig ungeeignet. Vielmehr soll er als deskriptive Oberkategorie verwendet werden, unter der sämtliche Stilrichtungen – wie z.B. Rock, Punk, HipHop, House, Blues, etc. – subsumiert werden.

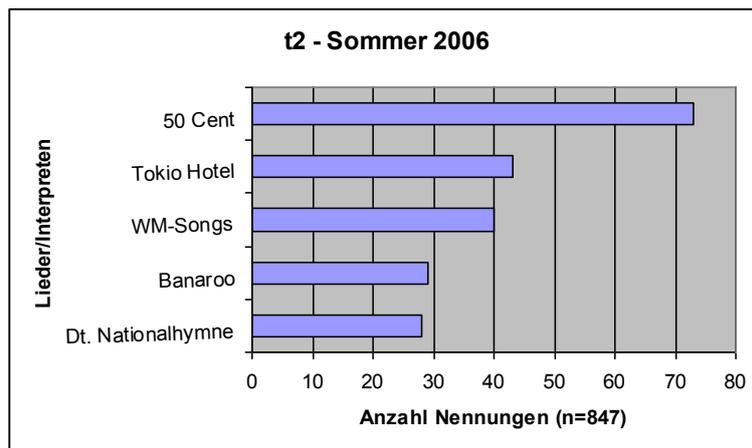


Abbildung 1: Top 5 der hessischen Grundschüler im Zeitverlauf

Auffällig ist zu beiden Befragungszeitpunkten die hohe Beliebtheit des Rappers 50 CENT, die Plätze 2 bis 5 sind beeinflusst vom medialen Umfeld zum jeweiligen Befragungszeitpunkt, dies wird besonders an der Sommerbefragung 2006 deutlich. Hier zeigt sich eindeutig der Einfluss der Fußball-Weltmeisterschaft in Deutschland. Die außerordentliche Beliebtheit des Rappers 50 CENT kann durch seine Präsenz in den Medien jedoch nicht erklärt werden. Die Zeitschrift BRAVO beispielsweise berücksichtigt ihn in den Jahren 2005-2006 nur selten.

Welche anderen Deutungsmuster bieten sich für die Beliebtheit 50 CENTS unter 8- bis 10-jährigen Kindern an, die sicher nicht zu seiner Zielgruppe gehören?

„Musikalische Präferenzen fungieren als eine Art Ausweis oder Abzeichen der Identität, durch das normative Erwartungen, Einstellungen, Werthaltungen oder andere Aspekte des Lebensstils symbolisch ausgedrückt und zur Schau gestellt werden.“ (Gembris 2005, S. 295)

Da der Interpret auch zugleich ein *Star* ist und in den Medien ein gewisses Image verkörpert, stellt sich bei Präferenzen immer die Frage, ob es wirklich die Musik des bevorzugten Interpreten ist, die den Kindern einfach gut gefällt, oder ob die Figur und das Image des Stars die Präferenz begründen. Man könnte sogar die Hypothese aufstellen, dass ein Fußball-Star oder ein Hollywood-Schauspieler die gleiche Funktion haben könnte wie der genannte Lieb-

lingssänger. Helga Theunert, die sich auf die KIM-Studie 2002⁵ bezieht, bestätigt die Hypothese, dass die Vorliebe für bestimmte Interpreten nicht zwangsläufig mit musikalischen Kriterien einhergeht: Kinder nutzen Medienangebote zur Orientierung. Medienfiguren fungieren als Folie zur Auseinandersetzung mit Geschlechterrollen. In den medialen Angeboten finden Mädchen Weiblichkeitskonzepte und Jungen Männlichkeitskonzepte, mit denen sie experimentieren können.

"Kinder halten Ausschau nach personalen Vorbildern. Die Suche erstreckt sich auf äußere Merkmale wie Aussehen, Outfit und Lebensstil und auf Eigenschaften und Verhaltensweisen. In den Blick geraten fiktive Personen aus Serien und Filmen oder Avatare aus Computerspielen und darüber hinaus Medienstars. [...] In die medialen Heldinnen und Helden projizieren die Kinder ihre Wünsche und Träume. An ihnen überprüfen sie ihr Selbstkonzept und ihre bereits entwickelten Vorstellungen." (Theunert 2005, S. 201)

Geht man davon aus, dass die in den Fragebögen genannten Lieblingslieder und Lieblingsstars nicht nur Ausdruck musikalischer Präferenzen sind, sondern in ebenso hohem – oder vielleicht sogar höherem Maße – mit dem Prozess der Identitätssuche oder Identitätsbildung zu tun haben, dann ist es sinnvoll, neue Kategorien und Genres zu benennen, um damit bestimmte Interpreten, die einander in ihrem identitätsbildenden Angebot ähnlich sind, zusammenzufassen. Aus dem Datenmaterial lassen sich Typen herausbilden, die als Identifikationsfiguren gesehen werden können. Im Folgenden sollen die fünf wichtigsten – weil am häufigsten vorkommenden – Identifikationsfiguren vorgestellt werden.

Die Sängerinnen SARAH CONNOR, YVONNE CATTERFELD, SHAKIRA und einige mehr werden der Identifikationsfigur **Barbie** zugeordnet. Die unter dieser Kategorie subsumierten Sängerinnen repräsentieren ein Weiblichkeitsbild, das von Schönheit, Anmut, Unabhängigkeit, perfekten Körpermaßen sowie einem extravaganteren aber ‚schönem‘ Kleidungsstil geprägt ist. Es ist ein idealisiertes Frauenbild, das mit Frauenfiguren der Realität (Mütter, Lehrerinnen etc.) wenig verwandt ist.

⁵ Abkürzung für **K**inder- und **M**edien-Studie, eine jährliche Basisstudie des Medienpädagogischen Forschungsverbunds Südwest zum Stellenwert der Medien im Alltag von Kindern

Dementsprechend sind unter der Identifikationsfigur **Ken** alle Boygroups (z.B. US5, O-ZONE, etc.) sowie Mädchenschwärme auf Solopfadern kategorisiert (z.B. ALEXANDER⁶, MARC TEREZI, etc.). Bei diesem Männerbild handelt es sich um meist junge, attraktive, anmutige Männer, die in der Regel gut tanzen und singen können.

Die Identifikationsfigur **Teenies** (TOKIO HOTEL, DIE KILLERPILZE) entspricht weder musikalisch noch äußerlich dem Boygroup-Ideal. Dennoch bietet auch diese Figur genügend Raum für Identifikation. Die Sänger sind selbst noch im Teenager-Alter, aber heben sich von ihren Altersgenossen durch Unangepasstheit und Extrovertiertheit ab. Sie besingen Themen, die Heranwachsende bewegen (z.B. Liebeskummer, Rebellion gegen die Erwachsenengeneration, ...).

Unter der Kategorie **Kinder-Dancefloor** sind Castingprodukte aus der Sendung „*Das Star-Tagebuch*“ des Fernsehsenders RTL2 (CH!PZ, BANAROO, YOOMIII) zusammengefasst. Im journalistischen Sprachgebrauch werden die Bands auch als „Kinder-Pop“, „Dance-Pop-Acts“ oder abwertend als „Euro-Trash“ bezeichnet. Die Melodien sind einfach, glatt und spannungslos – aber sehr eingängig und fröhlich. Die Texte sind in englischer Sprache und charakteristisch ist der schnelle Beat eines Drumcomputers, der die Lieder sehr ‚tanzbar‘ macht.

50 CENT, SIDO, BUSHIDO, EMINEM und weitere Gangsta Rapper sind der Figur des **Rappers** zugeordnet. Der *Rapper* repräsentiert ein Männlichkeitsbild, das geprägt ist von Stärke, Überlegenheit, Macht und Gewalt. Deutsche Rapformationen wie DIE FANTASTISCHEN VIER oder FETTES BROT, deren Musik man in den Neunziger Jahren als „*Spaßrap mit gelegentlich spielerischen Anflügen von Sozialkritik*“ (Hartmann, 2007) bezeichnete und die zum Zeitpunkt der Untersuchung neue Alben veröffentlicht hatten, sind jedoch nicht unter der Kategorie *Rapper* zusammengefasst, da sie bezüglich Kleidungsstil, Textinhalten und Männlichkeitsbild nicht mit den *Gangsta Rappern* vergleichbar sind. Allerdings wurden sie zu keinem Befragungszeitpunkt häufiger als fünfmal genannt.

Analysiert man das Datenmaterial nach den vermuteten Identifikationsfiguren, so zeigt sich ein deutlicheres Bild musikalischer Präferenzen.

⁶ Sieger der ersten Staffel von Deutschland sucht den Superstar

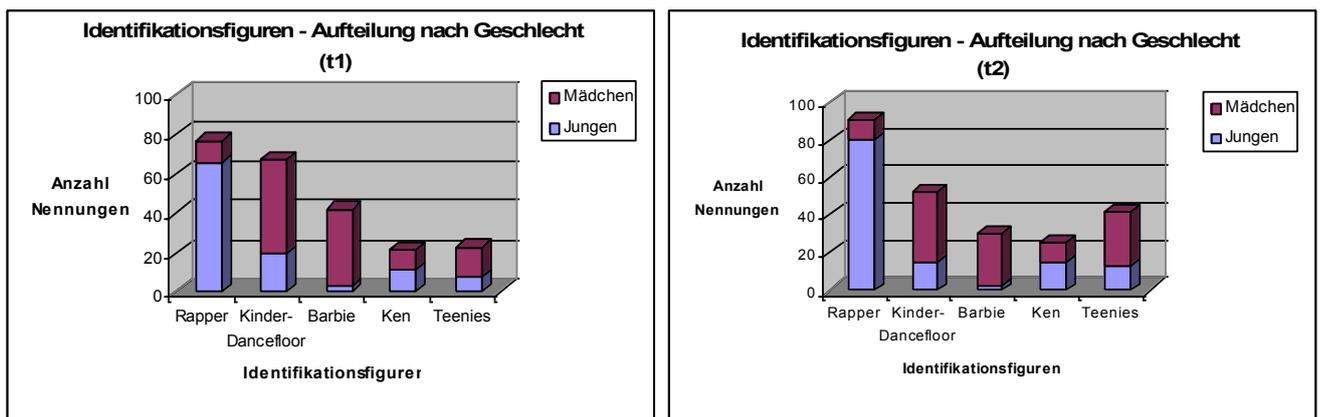


Abbildung 2: Identifikationsfiguren - Aufteilung nach Geschlecht

Die Grafiken zeigen bereits bei den 8- bis 10-jährigen Grundschulkindern deutliche geschlechtertypische musikalische Präferenzen. Die Vorliebe der Jungen für *Rapper* und die Vorliebe der Mädchen für *Barbie*, *Kinder-Dancefloor* und *Teenies* scheinen sich dabei mit zunehmendem Alter tendenziell zu verfestigen. Die unter der Kategorie „Ken“ subsumierten „Boy(group)s“ fallen überraschend geschlechtsneutral aus. Die Beliebtheit von *Kinder-Dancefloors* nimmt mit zunehmendem Alter ab – „Das ist Baby-Musik“; „Das ist albern!“ heißt es dazu später in qualitativen Interviews.

Durch diese Analyse wird folgendes deutlich:

1. Dass die musikalischen Präferenzen nicht zufällig oder situativ bedingt sind, zeigt die erneute Befragung nach einem Jahr. Beide Ergebnisse ähneln einander in der Grundausrichtung, die Tendenzen haben sich verstärkt.
2. Es zeigen sich bereits bei Grundschulkindern deutliche geschlechtertypische Unterschiede.
3. Von einer Elternorientierung kann nur zum Teil ausgegangen werden – es ist zwar möglich, dass manches Kind die Vorliebe für SARAH CONNOR, US5 oder vielleicht sogar TOKIO HOTEL mit seinen Eltern teilt, im Falle der Rap-Musik halte ich dies aber für eher unwahrscheinlich.
4. Die Vorliebe für Rap zeigt sich als Konstante. Das Genre gewinnt im Verlauf des Jahres weiter an Beliebtheit und führt die „Hitliste“ an. Im zweiten Jahr nennen 93 von 847 Kindern einen Gangsta Rapper bzw. ein Rap-Stück als Lieblingslied.

3. Musikpräferenzen als Mittel zur Inszenierung von Geschlechtlichkeit

Wodurch bilden sich die Präferenzen aus? Was bedeuten Popmusik sowie die jeweiligen Lieblingsstars *für die Kinder* und was bedeuten sie *den Kindern*? Inwieweit sind die musikalischen Präferenzen musikbedingt oder spielen andere Faktoren – wie etwa das Image des Interpreten oder das durch ihn repräsentierte Genre – eine Rolle für die Vorlieben? Und schließlich: Welche Funktion nimmt die Popmusik im Leben der Kinder ein?

Diesen Fragen gehe ich nach, indem ich mich in einer qualitativen Studie dem Phänomen der hohen Beliebtheit von Gangsta Rap bei Jungen mit Migrationshintergrund zuwende. Dazu wurden die Daten im Rahmen eines Unterrichtsprojekts zur Popmusik in einer vierten Klasse einer Kasseler Brennpunktschule (ca. 80% Migration) erhoben. Das Datenmaterial, bestehend aus narrativen Interviews, Beobachtungsprotokollen und von den Kindern im Unterricht erarbeiteten Collagen und Texten, wurde vorannahmefrei erhoben und inhaltsanalytisch ausgewertet.

Das Motto „Vorbereitung einer Abschlussfeier“ diente als Aufhänger für die Projektarbeit, die Klasse arbeitete in Gruppen an der Planung für diese Feier. Hier ging es v.a. darum, herauszufinden, welche Musik gehört werden soll, wie man sich zur Feier kleidet, welche Freizeitaktivitäten (Singen, Tanzen, Spielen etc.) im Vordergrund stehen. Am Ende der Stunde folgte eine Präsentation der einzelnen Gruppen. Anschließend fanden sich die Kinder in Neigungsgruppen (BUSHIDO-Fans, MONROSE-Fans, etc.) zusammen, die die Aufgabe hatten, sich zunächst über Poster-Collagen mit ihrer Lieblingsmusik bzw. ihren Lieblingsinterpreten auseinanderzusetzen und schließlich Plädoyers für ihre Lieblingsmusik zu schreiben („Warum soll ausgerechnet 50 CENT auf der Feier gespielt werden?“). Nach jeder Schulstunde wurde das Datenmaterial ausgewertet und die nächsten Erhebungsschritte geplant, die im Einzelnen aufzuzählen den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen würde. Das Projekt und damit die Phase der Datenerhebung endeten nach drei Monaten mit der teilnehmenden Beobachtung der Abschlussfeier der Klasse in der letzten Schulwoche vor den Sommerferien. Die Klasse hatte sich entschieden, nachmittags eine Disco im Klassenzimmer zu veranstalten.

Die – oft implizite, teilweise auch explizite - Thematisierung von Geschlechtlichkeit durchzieht nahezu alle Kategorien des qualitativen Datenmaterials. Da die Unterscheidung zwischen *Jungen- und Mädchensachen* den befragten Kindern – vor allem den Jungen - sehr wichtig zu sein scheint und die-

se Unterscheidung auch bezüglich der musikalischen Präferenzen immer wieder betont wird, konzentriere ich mich in diesem Aufsatz auf Aushandlungsprozesse von Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepten, die ich anhand einiger exemplarischer Kategorien darstellen werde.

„Eher so ein bisschen ruhiger und langsamer“ - Theorien zu geschlechtstypischen Präferenzen

Als Begründung für die präferierte Musik wird von den Kindern häufig die Unterscheidung zwischen „*Rhythmus*“ und „*ruhiger Musik*“ benutzt. Das Wort „*Rhythmus*“ mag verwirren, wenn man es in diesem Zusammenhang ausschließlich in seiner musiktheoretischen Wortbedeutung als musikalischen Parameter versteht. Die von mir untersuchten Kinder assoziieren – wie vermutlich ein Großteil musikalischer Laien – mit dem Begriff „*Rhythmus*“ schnelle, bewegte Musik und fassen ihn als Antonym zu „*ruhigerer Musik*“ auf.

Die These, dass Kinder tendenziell eher schnellere Musik bevorzugen, weil schnellere Musik den physisch-motorischen Bedürfnissen eher entspreche als langsamere, wie einige ältere Studien aus dem angelsächsischen Raum konstatieren (z.B. LeBlanc et al. 1983 und 1988, Montgomery 1996 und Brittin 2000 zusammengefasst in Gembris 2005), können die qualitativen Daten meiner Studie nicht bestätigen. Mädchen und Jungen bevorzugen sowohl Musik, die „*schön ruhig und nicht so laut ist*“, bei der man „*gut einschlafen kann*“, als auch „*coole Musik*“, die „*Schwung*“ gibt oder „*rockig, sexy und fetzig*“ ist. Sprechen die Kinder über ihre eigenen Präferenzen, so lassen sich bezüglich Tempo und Dynamik keine geschlechtsspezifischen Unterschiede beobachten.

Anders sieht es allerdings aus, wenn Jungen über die Präferenzen der Mädchen mutmaßen: Alexander⁷ stellt die Hypothese auf, dass Mädchen eher ruhigere, langsamere Musik, Jungen eher rhythmische, bewegte Musik präferieren:

I.: *Und warum denkst Du, dass die Mädchen EMINEM nicht mögen?*

⁷ Alle Namen sind anonymisiert worden, allerdings soll durch die Wahl der Kunstnamen die Herkunft der Kinder erkennbar bleiben.

- A.: *Also der Text/ der Rhythmus ist auch nicht besonders/ bei Sarah Connor ist das ja ganz anders und das mögen ja die meisten Mädchen. [...]*
- I.: *Und warum glaubst Du, mögen die Mädchen EMINEM jetzt nicht so?*
- A.: *Wegen dem Rhythmus, denke ich, also SARAH CONNOR is'n bisschen ruhiger eigentlich.*
- I.: *Und wie ist der Rhythmus bei EMIMEN?*
- A.: *Also eigentlich ein bisschen verschieden/ also schon verschieden. Nur der ist nicht ganz so ruhig wie bei SARAH CONNOR.*
- I.: *Und du meinst, die Mädchen mögen eher so ruhigere Rhythmen?*
- A.: *Ja, eher so ein bisschen ruhiger und dann halt auch langsamer gesungen.*

Alexanders Alltagstheorien werden nicht nur von anderen befragten Jungen geteilt, sie decken sich darüber hinaus mit Forschungsergebnissen zu geschlechtsspezifischen Präferenzen. Gembris (2005, S.316-318) fasst den Forschungsstand über geschlechterspezifische Einflüsse zusammen und resümiert, dass man eine Neigung von Jungen zu „härterer“ oder „tougher“ Musik und von Mädchen zu „weicherer“ oder „romantischer“ Musik als allgemeine Tendenz annehmen könne. Diese Tendenz setzt sich bis ins Erwachsenenalter fort, wie eine repräsentativ angelegte Personenstichprobe des Allensbacher Instituts⁸ bezogen auf die Grundgesamtheit der Bevölkerung ab 14 Jahren in der Bundesrepublik zeigt. Demnach werden musikalische Genres wie Deutsche Schlager, Blues/Spirituals/Gospels, Chansons, Musicals, Oper/Operette/Gesang, Klassik/Konzerte/Sinfonien deutlich stärker von Frauen präferiert. Männer bevorzugen indes Englische Rock- und Popmusik, Dance/HipHop, Techno/House, Hardrock/Heavy Metal.

An Alexanders Äußerung zeigt sich ein Bewusstsein für vermeintlich geschlechtstypische Unterschiede musikalischer Präferenzen. Langsame, ruhige Musik ist weiblich konnotiert, „Rhythmus“ und Lautstärke männlich. Dies ist möglicherweise die Erklärung, warum Cem im geschützten Raum des narrati-

⁸ (Vgl. www.miz.org.intern/uploads/statistik38.pdf, 24.07.2007)

ven Interviews erklärt, die Musik des Gangsta Rappers MASSIV „zum Angeben auf der Straße“ zu hören – nicht jedoch in seinem „Kinderzimmer“, wie er sein Zimmer selbst bezeichnet:

I.: *Würdest Du das im Kinderzimmer hören?*

C.: *Nein!*

I.: *Und welche Musik hörst Du im Kinderzimmer?*

C.: *BEYONCE, USHER, AKON⁹, ...*

I.: *Wie würdest Du die diese Musik beschreiben?*

C.: *Die ist eher ruhig, ... also so halb-ruhig. (Narratives Einzelinterview)*

Dies „draußen“ öffentlich zuzugeben, könnte für Cem heikel sein und männlichen Statusverlust bewirken. Die Relativierung seiner Aussage durch den Zusatz „so halb-ruhig“, den er nach kurzem Zögern einfügt, kann als Hinweis, dass seine privaten Wünsche in einem Konflikt mit seinem selbst gemachten Image stehen, interpretiert werden.

Mutmaßungen der Mädchen über männliche Präferenzen, gibt es im Datenmaterial wesentlich seltener. Dies mag daran liegen, dass es für ein Mädchen weniger heikel ist, „Jungensachen“ zu präferieren. Es würde für sie – anders als im umgekehrten Fall – keinen Statusverlust bedeuten. Deshalb sind die Vorlieben der Jungen eben keine reinen „Jungensachen“, sondern werden auch von Mädchen *genutzt*.

„Die singt immer so hoch!“ - Die Stimme des Interpreten

Die Aushandlung von Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepten wird auch an Aussagen über die Stimme des Sängers oder der Sängerin deutlich. Die befragten Jungen geben an, dunkle/tiefe Stimmen zu präferieren und lehnen hohe Stimmen ab. Die Mädchen hingegen mögen eher helle/hohe Stimmen, schätzen Männerstimmen besonders dann, wenn sie verhältnismäßig hell klingen.

Auf die Frage, was den Jungen an den Rappern BUSHIDO, 50 CENT und MASSIV besonders gut gefalle, erwähnen diese immer wieder die „geile“, „tie-

⁹ Dem Genre Soul/R'n'B zuzuordnen

fe“, „dunkle“ Stimme. Dabei gilt offensichtlich die Formel *je tiefer desto besser*:

I.: Was ist denn an MASSIV anders oder besser als an BUSHIDO?

Florian: Der hat tiefere Stimme und ist fast so breit wie eine Tür.

I.: Hat so viele Muskeln oder was?

Florian: Ja!

Die tiefe Stimme wird hier einem Atemzug mit dem breiten Kreuz des Rappers erwähnt und kann somit als Attribut für Männlichkeit interpretiert werden. Hohe, weibliche bzw. unmännlich klingende Stimmen werden von den Jungen abgelehnt. Neben dem extrovertierten und androgynen Erscheinungsbild wird die Band TOKIO HOTEL gerade auch wegen der unmännlichen, mädchenhaft klingenden Stimme des Leadsängers abgelehnt: „*Die schreien immer so. Das mag ich nicht!*“ Ähnlich urteilen die Jungen über SARAH CONNOR und YVONNE CATTERFELD:

„Mir gefällt es nicht, weil die SARAH CONNOR so hoch singt!“

„Die SARAH CONNOR schreit nur und singt nicht!“

„YVONNE CATTERFELD singt immer so hoch und tut immer so [öffnet nach]“

Malayna und Ayşe, zwei türkische Mädchen, schätzen an dem türkischen Popstar ISMAIL YK gerade, dass er nicht so tief klingt wie andere Männer und beschreiben seine Stimme als „*fein*“:

„Wir wollen ihn hören, weil er nicht so eine brummige Stimme hat, sondern eine feine Stimme hat. [...] und weil er nicht so schlimme bedrohliche Lieder wie Bushido singt.“

Die hohe Stimme SARAH CONNORS wird von vielen Mädchen geschätzt und sogar mit dem Attribut „*hammergeil*“ belegt.

Über Stimmpräferenzen grenzen sich beide Geschlechter offensichtlich voneinander ab und scheinen jeweils typisch für ihr Geschlecht zu urteilen. Dabei werden die Merkmale des eigenen Geschlechts bevorzugt, die des anderen abgelehnt.

Hier zeigt sich, dass musikalische Präferenzen eine Funktion im Sozialisations- und Identitätsbildungsprozess erfüllen.

„Cool und Geil“

Die Worte „cool“ und „geil“ sind die am häufigsten verwendeten Begriffe der Kinder, wenn sie über Musik, aber v.a. auch über Interpreten, Outfits und Images sprechen. Die Textsuche ermittelt für das Wort *cool* 89 und für das Wort *geil* 30 Fundstellen im gesamten Datenmaterial, diese Zahlen beziehen sich ausschließlich auf Kinder-Äußerungen. Was bedeuten diese Begriffe aber? Sind sie von einander zu trennen oder handelt es sich um Synonyme? Ein methodischer Vorteil qualitativer Forschungsmethoden ist, dass Datenerhebung und Auswertung fortwährend ineinander greifen. So konnte der häufigen Verwendung der Worte im Verlauf der Studie begegnet werden. Die Schulklasse wurde auf die häufige Begriffsverwendung aufmerksam gemacht und gemeinsam wurde nach Synonymen und Begriffsdefinitionen gesucht. Hierbei zeigte sich bald, dass die Meinungen von Jungen und Mädchen hinsichtlich der Wortbedeutung divergieren. Während die Jungen das Wort *cool* für stärker und gewichtiger als *geil* halten, empfinden die Mädchen umgekehrt *geil* als Steigerung von *cool*.

Da vor allem die Jungen durch Synonyme allein nicht erklären können, was *cool* ist, greifen sie häufig auch auf Gegenstände oder Zustände zurück, die diese Bezeichnung ihrer Meinung nach tragen. Halil hält seinen Arm hoch, damit seine Uhr für alle sichtbar wird und sagt: „*Meine Delphin-Uhr ist z.B. nicht cool! Glitzerarmbänder sind cool!*“ Ferner werden in diesem Zusammenhang „*50 CENTS Kette*“, „*sein Capy*“, „*coole Anzüge*“ als Träger der Bezeichnung *cool* gesammelt. Florian definiert *cool* als Beschreibungskategorie für Gegenstände: „*Cool nennt man Gegenstände, geil nimmt man, wenn man über Menschen spricht!*“ Betrachtet man das als *cool* Bezeichnete, so handelt es sich um Gegenstände, die Menschen schmücken oder „*stylen*“. Die erwähnten Beispiele – Glitzerarmbänder, Ketten, Capys, Anzüge – können ausnahmslos als typische ‚Insignien‘ der HipHop-Kultur bezeichnet werden.

Die Mädchen haben weniger Schwierigkeiten, Synonyme zu finden. Für das Wort *geil* sammeln sie folgende Adjektive: „*sexy, hübsch, perfekt, schön, hot, heiß, herausstechend und hammermäßig*“. Es ist ein Junge, der noch hinzufügt, dass „*Ruhm, Reichtum und Besitz*“ geil sei. Die von den Mädchen genannten Synonyme sind z.T. konnotiert mit Sex-Appeal und Attraktivität und

stehen damit im drastischen Gegensatz zur Kindlichkeit. Dieses Ideal sehen die Mädchen auch für sich selbst. Als es um die Planung der Klassenabschlussfeier geht, schreiben sie, dass sie sich „*sexy, cool, glamourös und auf jeden Fall geil*“ anziehen wollen. Auch wenn auf diese Weise ein Wunschbild nach weiblicher Attraktivität, Sex-Appeal und Glamour ausgedrückt wird, wird dies in der Realität nicht eingelöst: Die Mädchen hatten sich – anders als die Jungen – nicht eigens für die Feier umgezogen oder besonders gestylt. Die für sich erwünschten Attribute schreiben die Mädchen der Mädchenband MONROSE zu:

„Wir lieben MONROSE, weil sie so hübsch, sexy und perfekt sind. Sie haben einen schönen Style und können gut singen. Die Mädels sind eine Gang, sie sind frech, hipp, glamourös und kreativ.“ (aus einer Gruppenarbeit zum Lieblingsstar)

Hier zeigt sich eindrücklich, dass die Lieblingsstars den Mädchen als Projektionsfläche dienen. Der Wunsch nach eigener sexueller Weiblichkeit wird über mediale Vorbilder ausgelebt, die damit als Identifikationsfiguren fungieren.

Mit den Begriffen cool und geil ist ein Konzept verbunden, das allem Kindlichen, oder dem, was die Jungen und Mädchen unter Kindlichkeit verstehen, entgegengesetzt ist. Die mit Delphinen bedruckte Kinderuhr ist nicht cool – elegante Anzüge, wie Erwachsene sie tragen, schwere Ketten, Capys und Markenartikel sind es hingegen sehr! So unscharf die Begriffe sein mögen, so wenig sie die Musik oder den Interpreten konkret beschreiben und die Präferenz begründen mögen, so sehr sind sie als Gütekriterium zu verstehen. Coole/geile Lieder oder Interpreten tragen das ‚Unkindlichkeits‘-Prädikat. Mit dem Präferenzurteil für diese Musik bzw. der damit verbundenen Teilkultur kann sich der Heranwachsende von Kindlichkeit distanzieren.

Abgrenzung und Zugehörigkeit

Dass Jugendliche ihre Musikpräferenzen zur „*Abgrenzung von anderen Jugendkulturen*“ und zur „*Grenzziehung gegenüber Erwachsenen*“ funktionalisieren, ist in der Musikpädagogik und Musiksoziologie häufig thematisiert worden (z.B. Abel-Struth 1985, S. 241, Baacke, 1998, S. 232); gleiches gilt für den Ausdruck von Zugehörigkeit durch gemeinsame Musikpräferenzen. In der Musikpräferenzforschung ist der Zusammenhang von peergruppenorientiertem Musikgeschmack und gleichzeitiger Loslösung von der Elternmeinung hin-

länglich thematisiert und z.T. nachgewiesen worden (z.B. Troué/Bruhn 2000, S. 77ff; Müller 2000, S. 87ff.; Knobloch/Vorderer/Zillmann 2000, S. 18-30). Diese Funktionalisierung von musikalischen Präferenzen wurde bislang Jugendlichen – nicht aber Kindern – zugeschrieben. Die Auseinandersetzung mit *„Cool und Geil“* zeigt, dass Grundschulkinder Musikpräferenzen zur Abgrenzung von Kindlichkeit nutzen. Im Folgenden soll an weiteren Beispielen gezeigt werden, wie Grundschulkinder musikalische Präferenzen als Zeichen der Abgrenzung und Zugehörigkeit gebrauchen.

Musikpräferenzen werden von den Jungen auf zweierlei Weise zur Abgrenzung genutzt: Mit ihrer Vorliebe für das sehr umstrittene Genre Gangsta Rap gelingt es den Jungen, sich sowohl von den besorgten Eltern, als auch von den Mädchen, die v.a. die *„bösen Wörter“*, d.h. die vulgäre, sexistische und Gewalt verherrlichende Sprache des Gangsta Rap verurteilen, abzugrenzen.

Da in narrativen Interviews von zwei Jungen Mutmaßungen über die Meinung ihrer Eltern bezüglich ihrer Musikpräferenzen angestellt wurden, wurde dieser Aspekt in der weiteren Datenerhebung intensiver verfolgt: Alle Kinder der untersuchten Schulklasse wurden aufgefordert sich in ihre Eltern hineinversetzen (*„Wenn ich mein Vater/meine Mutter wäre...“*) und ihren eigenen Musikgeschmack aus dieser Perspektive beurteilen. Auf einem Arbeitsblatt sollten sie den Satz *„Ich finde gut, dass mein Kind [z.B. BUSHIDO] hört, weil ...“* bzw. *„Ich finde nicht gut, dass mein Kind [z.B. BUSHIDO] hört, weil ...“* ergänzen. Bis auf eine Ausnahme vermuteten alle Jungen, dass ihre Eltern ihre Vorliebe für Gangsta Rap nicht teilen und darüber hinaus nicht gutheißen.

„Ich finde nicht gut, dass mein Kind BUSHIDO hört, weil er [BUSHIDO] mich und meine Frau beleidigt und mein Sohn, wegen er schlimme Wörter sagt, wie z.B. Hurensohn und Nutte.“ (Florian)

„Ich finde es nicht gut, dass mein Kind BUSHIDO hört, weil der so viele schlimme Wörter sagt und es fast immer um Vergewaltigungen geht.“ (Tarek)

Karim konnte sich im narrativen Interview konkrete Gründe vorstellen, warum seine Eltern seine Vorliebe für 50 CENT nicht gutheißen würden – wenn sie davon wüssten:

„Wenn meine Eltern das verstehen würden, dann sagen sie ‚Hör das nicht mehr‘, weil ich lerne das vielleicht, ... vielleicht rutscht

es mir einmal heraus, wenn ich mich mit jemandem streite.“ (Karim, narratives Interview)

Den Jungen ist also die Befürchtung der Erwachsenengeneration bewusst, dass sich das Hören der „schlimmen“ Texte auf konkrete Verhaltensweisen übertragen könnte. Faruk gesteht sogar: „*Eigentlich haben meine Eltern ja recht, dass das nicht gut ist!*“ Sie halten auch BUSHIDO eher für einen „Bösen“; auf jeden Fall sei er „*kein guter Moslem!*“, weil er sogar sein eigenes Land beleidige. Warum hören die Jungen die Musik dennoch? Florian sagt dazu: „*Weil das so geil ist, dass das so geheim ist, man wird irgendwie süchtig!*“ Aus dieser Äußerung lässt sich eine gewisse Lust am Verbotenen, Geheimen erahnen. Mit der Vorliebe für Gangsta Rap setzen sich die Jungen über die elterlichen Vorbehalte und Verbote hinweg. Damit funktioniert die musikalische Präferenz als – zunächst heimliche – Grenzziehung gegenüber Erwachsenen. Diese Grenzziehung wird (noch) nicht als offene Provokation gegen die Eltern ausgespielt, sie wird vielmehr im Geheimen genossen.

Anders verhält es sich mit der Abgrenzung der Jungen von den Mädchen, die im Übrigen ausnahmslos glauben, dass ihre Eltern ihren Musikgeschmack tolerieren und sogar teilen. Die Abgrenzung wird hier in der Interaktion offen inszeniert. Als die vulgären Rap-Texte in einer Klassendiskussion über Rapmusik zur Sprache kommen, entwickelt sich die bis dahin sachliche Diskussion in ausgelassenes Gekicher der Jungen, das sich nach und nach steigert. Die Mädchen hingegen können die Albernheit der Jungen nicht tolerieren, was wiederum die Stimmung der Jungen nur noch weiter ‚anheizt‘:

Saladin: Bei einem Lied, da war so ein schlimmes Wort, das wollte ich nicht mehr hören. [...]

Halil: Was sagt er denn da?

Saladin: (grinst verschämt) Na, du weißt schon ...

Nadine: Sagt mal, welches Wort das war!

Saladin: Er hat gesagt „Ich ficke Dich bis zum Urinblase“

(Gekicher unter den Jungen)

Suleika: Das ist nicht lustig!

Steven: Ich hätte da mal eine Frage: Gibt es das Wort Urinblase? Was ist Urinblase?

Lehrerin: Die Blase ist ein Organ im Unterleib, wo der Urin, also das Pipi, sich bildet.

(Erneutes Gekicher unter den Jungen)

Edina: SIDO hat auch bei ein so'n Lied gesagt: „Ich hab eine für die Küche und 15 für das Bett“

(Gekicher der Jungen steigert sich)

Yaren: W a s?! (sehr gedehnt)

I.: Wie findet ihr das, wenn ihr so etwas hört?

Ahmet: Geil!

(Gekicher der Jungen)

Die Reaktion beider Geschlechter wirkt hier etwas übertrieben und ‚künstlich‘: Suleikas tadelnde Ermahnung an die Jungen und Yarens scheinbar ungläubiges Entsetzen wegen des von Edina angebrachten Textzitats wirken ‚gespielt‘. Die Mädchen übernehmen die Rolle der Vernünftigen, ihre Äußerungen sind sozial erwünscht. Sie spielen dennoch den Jungen die Bälle zu. Edina ist es, die ein weiteres herausforderndes Textzitat ins Spiel bringt. Die Jungen reagieren darauf zuverlässig: Der vermeintlichen Ernsthaftigkeit setzen sie kollektives Kichern entgegen. Ahmet geht noch einen Schritt weiter und findet Edinas Textzitat „geil“, dafür bekommt er kichernden ‚Beifall‘ seiner Geschlechtsgenossen.

Gerade an dem Schauspielcharakter dieser Situation wird deutlich, dass Mädchen wie Jungen Geschlechterrollen ausprobieren. Die „bösen Wörter“ im Gangsta Rap polarisieren die Geschlechter. Diese Polarität wird von beiden Seiten angesteuert und genossen.

Zur Abgrenzung von den Mädchen erscheint das umstrittene Genre Gangsta Rap mit seinen „schlimmen Wörtern“ und streitbaren Interpretationen als ein Mittel, das im wahrsten Wortsinn ‚sondergleichen‘ ist. Dies zeigt ein weiterer Ausschnitt aus der Klassendiskussion:

Friederike: Ich versteh das nicht: Jungs hassen rosa und Ballett und so und die spielen gerne Fußball. Mädchen mögen blau, spielen auch Fußball und die Jungs mögen nicht Ballett. Die Jungs blamieren sich dann, wenn die Freunde kommen und die Ballett machen.

I.: Willst Du damit sagen, dass Jungen nicht auf Mädchensachen stehen, Mädchen aber sehr wohl auch auf Jungensachen?

Karim: Ihr habt gesagt, Jungen machen doch nicht so Mädchensachen. Okay, dann hab ich so ne Frage: Mögt ihr auch so Capys?

Mädchen: Ja!!!!

Jale: Ich zieh auch immer so eine Mütze von mein Bruder an, die ist voll schön, so Totenkopf, so, dann hat er auch noch solche Schuhe, die will ich mir auch holen, in meiner Größe, er hat ja größere Füße. Und so ein Halstuch hat mein Bruder auch, das ziehe ich auch an.

Welche Mittel bleiben den Jungen noch, um sich von den Mädchen abzugrenzen? Fußball funktioniert offensichtlich nicht mehr, denn das spielen nun auch die Mädchen gern. Und welche Wirkung hat ein Totenkopf-Capy noch, wenn es von der Schwester angezogen und „voll schön“ gefunden wird? Umgekehrt funktioniert diese Vereinnahmung jedoch nicht: Mädchensachen sind für Jungen tabu, sie sind mit Verweiblichung, Unmännlichkeit und Homosexualität konnotiert und würden möglicherweise einen Statusverlust verursachen. Im Zusammenhang mit vermeintlicher Mädchenmusik – in diesem Fall der Band MONROSE – sagt Faruk:

„Das ginge nicht, das passt irgendwie nicht, er zieht sich so geil an und dann hört er Mädchenmusik. Da blamiert man sich irgendwie, so helle Stimme und so, was will man mit Mädchen schon machen?!“

Bei den Jungen scheint sowohl das Bedürfnis nach Abgrenzung gegenüber dem anderen Geschlecht als auch von den Eltern tendenziell stärker ausgeprägt zu sein als bei Mädchen. Diese Beobachtung wird von der Genderforschung bestätigt (vgl. hierzu Rendtorff, 2003, S.147ff.)

Den befragten Kindern ist darüber hinaus auch bewusst, dass gemeinsame Musikpräferenzen auch als Zeichen der Zugehörigkeit funktionalisiert werden können. Dies kann die Zugehörigkeit zu anderen Kindern/Freunden bedeuten („Man will ja auch dazugehören, wenn jemand Rap-Musik hört, den man mag, dann hört man das auch!“), die Zugehörigkeit kann sich aber auch auf kulturelle Szenen oder Personengruppen beziehen.

Gerade die Mädchen fallen diesbezüglich durch ein scheinbar großes Selbstbewusstsein auf. Äußerungen wie die folgende finden sich bei Mädchen der untersuchten Schulklasse häufiger:

„Die Meinung, also wenn Freunde sagen, ‚das ist scheiße‘, das ist mir schnurzegal, ich mach mein Weg und wenn ich MONROSE mag, dann mag ich sie auch. Und wenn manche sagen ‚Ich hasse die‘, dann hasse ich die auch nicht. Wenn ich ‚Even Heaven cries‘ mag, dann mag ich das halt, man kann es doch nicht ändern.“ (Edina)

Edinas Statement wirkt ein wenig ‚eingeübt‘, als hätte sie vorher jemand darin bestärkt, ihren ‚Weg‘ zu gehen, egal, was andere sagen oder denken. Es ist nicht ganz auszuschließen, dass Edina hier sozial erwünscht antwortet, dennoch ist diese Haltung typisch für die Mädchen dieser Schulklasse. Sie beharren darauf, auch dann noch zu ihren Vorlieben zu stehen, ‚wenn andere darüber lachen‘ oder diese ‚doof‘ finden: *„Es ist doch nicht schlimm, wenn meine Freundinnen sagen, ich mag das nicht! Ich finde ein paar Lieder schön, die vielleicht andere nicht schön finden!“*

Ein ähnliches Selbstbewusstsein können sich die Jungen jedoch nicht riskolos leisten. Es ist eben nicht ‚schnurzegal‘, wenn sie z.B. ‚Mädchenmusik‘ hören: *„Das ginge nicht, das passt irgendwie nicht [...] da blamiert man sich irgendwie“*. Saladin berichtet über konkrete Ausgrenzungserfahrungen aufgrund abweichender Musikpräferenzen:

„Also, ich hab einen Freund aus der Türkei, er hört nur ISMAIL YK. Er fragt, welche Lieder ich höre. Ich sag ‚50 CENT‘ und so weiter. Er sagt ‚Ich hasse 50 CENT‘, ich sag ‚Ich höre 50 CENT‘ und er sagt ‚Ich bin nicht mehr dein Freund.“ (Saladin)

Hier wird deutlich, dass die Kinder um Funktionen von Musikpräferenzen wissen und diese für sich nutzen: Musikpräferenzen sind nicht (nur) Ausdruck persönlichen Gefallens und Genusses, sondern fungieren als ‚Etikett‘ oder ‚Ausweis‘. Dies kann der folgende Gesprächsausschnitt eindrucksvoll illustrieren:

I.: Bei welchen Situationen hört man denn z.B. Rap-Musik? Oder kann man das immer hören?

Faruk: Mit Handy auf der Straße.

Adnan: Ja, cool sein. [...]

Karim: Manchmal nehmen die so einen MP3-Player, damit die so zeigen, dass die so cool sind, die BUSHIDO-Seite. [...]

I.: Warum hört ihr, wenn ihr auf der Straße lauft Rap-Musik?

Faruk: Man möchte cool sein, auch dass die Leute so hören, so.

Halil: Manchmal macht der auch die Hose so hoch und dann hat der hier iPod, z.B. aber die meisten haben das draußen, damit man das sieht, so hier macht der iPod dann hin, die machen dann so hier, damit jeder sieht.

Friederike: Manchmal, wenn so jugendliche Jungen laufen (kichert), dann/ wie heißt das? Dann haben die immer so Riesen-Hosen an, so XXL, (kichert), wo man den Hosen/ bei das ... (zeigt auf ihre Gürtelschnalle)

I.: Gürtelschnalle?

Friederike: Ja, an die Gürtelschnalle, da machen die den MP3-Player dran und dann hängt die Hose immer ganz unten, dass man die Unterhose sehen kann.

I.: Wie fühlt man sich denn, wenn man mit dem Handy, das BUSHIDO oder MASSIV spielt, durch die Stadt läuft?

Florian: Ich fühl mich dann einfach cool!

Dank iPod, Walkman-Handy und Mp3-Player ist es nun möglich geworden, sich die präferierte Musik auch physisch anzuheften. Der von der Präferenzforschung oftmals metaphorisch verwendete Begriff des „klingenden Abzeichens“ bekommt so eine neue Bedeutung. Die Rap-Musik aus dem Handy hat in der beschriebenen Situation mehrere Funktionen und Wirkungen: Sie weist ihre ‚Träger‘ nach außen als „cool“ aus, was nach Möglichkeit alle sehen und hören sollen. Auf diese Weise kann man(n) die BUSHIDO-Seite ausleben und sich dabei auch „cool fühlen“. Mp3-Player, Handys oder iPods fungieren wie die charakteristische Kleidung als Statussymbole. Dieser Kleidungsstil ist wiederum selbst Teil der HipHop-Kultur und besitzt ebenfalls eine ausweisende Funktion. Die aus dem Handy ertönende Musik fungiert als Abzeichen oder Accessoire. Die Träger dieses Zeichens *gehören dazu*: Zum einen zu den „großen“, „coolen“ Jungen, sie sind eben keine Kinder, keine

„Babys“ mehr, über die man sich lustig machen kann; zum anderen zeigen sie sich damit als Teil einer globalen Jugendkultur.

Die Musik wird also genutzt, um sich „cool“ zu fühlen und sich dementsprechend zu inszenieren. Jeder soll es sehen! Im Kinderzimmer, wie oben im Zusammenhang mit „ruhiger Musik“ bereits beschrieben, wird Rap nicht gebraucht. Es muss also unterschieden werden zwischen dem privaten Musikgeschmack, der innen im stillen Kämmerlein zur Bedürfnisbefriedigung genutzt wird und dem öffentlichen Präferenzurteil, das zur Außendarstellung genutzt wird.

Die Vorliebe für Gangsta Rap ist Teil einer Inszenierungspraxis, der sich vor allem die Jungen bedienen. Sie wird von ihnen genutzt, um ein männliches Image zu konstruieren. Dieser Vorgang ist nicht gleichbedeutend mit Identifikation: Das „schlechte Vorbild“ des Rappers wird von Mädchen und Jungen problematisiert. Sie machen sich beispielsweise darüber Gedanken, welche Auswirkungen die bösen Wörter im Gangsta Rap auf „die kleinen Kinder“ haben könnten. Möglicherweise „lernen die Kinder das ja“ und eignen sich die negativen Verhaltensweisen an!

Obwohl sie „cool“ sind, möchte eigentlich keines der befragten Kinder so sein wie die Rapper:

Karim: Nein, das dürfen wir nicht, sich tätowieren, das dürfen die Muslime nicht. Das steht im Koran.

I.: Ist Bushido tätowiert?

Karim: Ja, am Hals glaube ich.

I.: Aber ist der nicht auch Muslim?

Karim: Ja, das interessiert den nicht, der beleidigt auch sein Land.

I.: Ist der kein guter Muslim?

Karim: Nein!

Karim wählt aus dem Identifikationsangebot, das der *Rapper* ihm bietet, die Dinge aus, die er benötigt, um sich „cool“ zu fühlen und darzustellen – ohne sich dabei jedoch unkritisch und bedingungslos mit der Medienfigur zu identifizieren. Die vermeintlichen Gebote des Korans sind als Verhaltensregel in diesem Fall gewichtiger als die Affinität mit dem Rapper. Die Statussymbole, die er sich wünscht, sind nicht bleibend, man kann sie ablegen oder wieder

verlieren und sie zeichnen seinen Körper nicht für immer, wie z.B. eine Tätowierung. Dies unterstützt den Inszenierungscharakter, den die Präferenz für Gangsta Rap besitzt.

Dass eine Affinität mit einem Popstar nicht gleichbedeutend mit Identifikation ist, kann durch eine Studie Renate Müllers bestätigt werden. Müller untersuchte im Januar 2006 das „sozialästhetische Umgehen von Grundschulern mit der Band Tokio Hotel“ (Müller, 2006). Schüler und Schülerinnen einer 3. und 4. Klasse wurden mit dem Multimedia-Computer zur Musik, zum Video und zur Person des Leadsängers Bill der Band TOKIO HOTEL befragt. Obwohl die Kinder den Sänger Bill in hohem Maße „aufregend, echt, außergewöhnlich und mutig“ finden, stimmen sie den beiden Identifikations-Items „Mit dieser Person würde ich gerne gehen“/ „So wäre ich auch gern!“ nicht zu (Müller, 2006, S.15). Obwohl sich die Kinder für die Musik, das Video und gewisse Charaktereigenschaften der Medienfigur begeistern können, wird ihr nicht einmal in Gedanken ein Platz in ihrem Leben eingeräumt.

Was heißt dies im Falle der Vorliebe für Gangsta Rap? Eine Präferenz für Gangsta Rap bedeutet nicht zwingend absolute Identifikation; Jungen nutzen für sich bestimmte Eigenschaften für ihre Selbstinszenierung. Man kann sich cool, männlich und weniger kindlich fühlen, wenn man sich dem Genre entsprechend kleidet und sich die Musik via Mp3-Player als klingendes Abzeichen ‚anheftet‘ – dies ist jedoch nicht gleichbedeutend mit der Übertragung von allen Verhaltensweisen des als durchaus negativ beurteilten Vorbilds.

4. Resümee

Die Daten meiner Studie zeigen, dass auch schon Grundschul Kinder einen eigenen Musikgeschmack ausbilden. Die geäußerten Musikpräferenzen sind weder zufällig noch eltern- oder erwachsenenorientiert. Schon zu Beginn des dritten Schuljahrs zeichnet sich ein eigener Musikgeschmack bei den Kindern ab, der im Zeitverlauf gefestigt wird. Es muss also davon ausgegangen werden, dass es im Hinblick auf elternunabhängige Präferenzen eine Vorverlagerung gibt. Dies zeigt sich bereits in der Bestandsaufnahme. Dollases Phasenmodell (1997) scheint zumindest in seinen Altersangaben nicht mehr mit aktuellen Entwicklungen zusammenzufallen.

Musik wird auch von Grundschulkindern für unterschiedliche Bedürfnisse funktionalisiert. Dabei muss unterschieden werden zwischen dem öffentlichen Präferenzurteil, das zur Selbstinszenierung – hier zur Inszenierung männlicher

Coolness – und dem privaten Musikgeschmack, der im Kinderzimmer vielleicht eher zum Wohlfühlen genutzt wird. Die Kinder bilden ihre eigenen musikkulturellen Praxen aus, die auch als solche verstanden und respektiert werden müssen. Musik wird von Grundschulern dazu genutzt, die eigene Zugehörigkeit zu kulturellen Szenen, Gruppen, Freunden auszuweisen und sich gleichzeitig vom anderen Geschlecht oder der Erwachsenengeneration abzugrenzen.

Heutige Grundschul Kinder wachsen in einer von Unterhaltungsmedien geprägten Welt auf, der sie sich kaum entziehen können. Es liegt auf der Hand, dass sie von den sie umgebenden Medien in mehr oder weniger hohem Ausmaß beeinflusst sind. Aber sie sind dieser Beeinflussung nicht als passive Opfer ausgeliefert. Die Daten zeigen, dass die Kinder durchaus in der Lage sind, in Distanz zu sich und ihren Vorlieben zu treten. Sie haben beispielsweise eine konkrete Vorstellung davon, wie Erwachsene, in diesem Fall ihre Eltern, ihre Musik beurteilen. Dies zeigt sich sowohl an den Äußerungen zur mutmaßlichen Meinung ihrer Eltern als auch an der Abgrenzung von den „*Kleinen*“. Die vermeintliche Gefahr, die von dem Genre Gangsta Rap ausgeht, betrifft die untersuchten Kinder gar nicht – denn sie halten sich selbst nicht für „*kleine Kinder*“.

Der Berliner Gangsta Rapper MASSIV sagte im Januar 2008 im Interview mit dem Spiegel: „*Meine Texte sind von der Welt, in der ich lebe geprägt, aber sie sind Kunst. Einen Rambo-Film hält doch auch keiner für echt!*“ (Der Spiegel, 4/2008, S.136). Kann man den Kindern vielleicht sogar zutrauen, das Genre Gangsta Rap auf diese Weise zu lesen?

Im Umgang mit dem medialen Angebot sind Kinder keine passiven Marionettenfiguren, sondern zumindest in Grenzen ihre eigenen Regisseure: Sie wählen aus dem Angebot, das der favorisierte Interpret bzw. das Genre ihnen bietet, die Dinge aus, die sie zur Selbstinszenierung und dem Spiel mit Identitäten und Geschlechterrollen benötigen.

Literatur

Dollase, Rainer (1997): Musikpräferenzen und Musikgeschmack Jugendlicher. In: Baacke, Dieter (Hg.): Handbuch Jugend und Musik. Opladen: Leske & Budrich. S. 341-368.

- Fuhs, Burkhard (2002): Kindheit, Freizeit, Medien. In: Grunert, Cathleen/Krüger, Heinz-Hermann (Hg.): Handbuch Kindheits- und Jugendforschung. Opladen: Leske & Budrich. S. 637-652.
- Gembris, Heiner (2005): Musikalische Präferenzen. In: Stoffer, Thomas/ Oerter, Rolf (Hg.): Enzyklopädie der Psychologie. Bd. 2, Spezielle Musikpsychologie. Göttingen: Hofgrefe. S. 279-342.
- Hargreaves, Adrian (1982): The Development of aesthetic reactions to music. In: Psychology of Music, Special Issue, S. 51-54
- Hartmann, Andreas (2007): HipHop in Deutschland. Goethe-Institut: <http://www.goethe.de/kue/mus/thm/prh/de2621937.htm> (09.02.2009)
- Hemming, Jan/Heß, Frauke/Wilke, Kerstin (2007): Abschlussbericht zur Evaluation des Modellversuchs Musikalische Grundschule im Auftrag der Bertelsmann Stiftung.
- Online: http://www.bertelsmann-stiftung.de/cps/rde/xbcr/SID-0A000F14-B4DFB9E4/bst/AbschlussberichtMGS_freigegebene%20Endversion.pdf (20.04.2008)
- Hurrelmann, Klaus/Andresen, Sabine (2007): Kinder in Deutschland 2007. 1. World Vision Kinderstudie. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- Kloppenburger, Joseph (2005): Musikpräferenzen, Einstellungen, Vorurteile, Einstellungsänderung. In: de la Motte-Haber, Helga: Handbuch der Systematischen Musikwissenschaft. Bd.3, Musikpsychologie. S. 357-393.
- Knobloch, Silvia/Vorderer, Peter/Zillmann, Dolf (2000): Der Einfluss des Musikgeschmacks auf die Wahrnehmung möglicher Freunde im Jugendalter. In: Zeitschrift für Sozialpsychologie, 31, S. 18-30.
- Müller, Renate (2000): Die feinen Unterschiede zwischen verbalen und klingenden Musikpräferenzen Jugendlicher. In: Behne, Klaus-Ernst et al. (Hg.): Die Musikerpersönlichkeit. Göttingen: Hofgrefe. S. 87-98.
- Müller, Renate (2006): „Sieht aus wie ein Mädchen – ist ein Junge“. Sozialästhetisches Umgehen von Grundschulern mit der Band Tokio Hotel. In: Ludwigsburger Beiträge zur Medienpädagogik, Bd. 9. S.13-17. Online: http://www.ph-ludwigsburg.de/fileadmin/subsites/1b-mpxx-t-01/user_files/Online-Magazin/Ausgabe9/Mueller9.pdf (20.04.2008)
- Medienpädagogischer Forschungsverband Südwest: KIM-Studie 2006. Online: <http://www.mpfs.de/fileadmin/KIM-pdf06/KIM2006.pdf> (28.08.08)

- North, Adrian/Hargreaves, David (2008): *The Social and Applied Psychology of Music*. New York, Oxford: Oxford University Press.
- Rendtorff, Barbara (2003): *Kindheit, Jugend und Geschlecht. Einführung in die Psychologie der Geschlechter*. Weinheim, Basel, Berlin: Beltz Taschenbuch.
- Schellberg, Gabriele/Gembris, Heiner (2003): Was Grundschüler (nicht) hören wollen. Eine neue Studie über Musikpräferenzen von Kindern der 1. bis 4. Klasse. In: *Musik in der Grundschule*; H. 4, S. 48-52.
- Theunert, Helga (2005): Kinder und Medien. In: Hüther, Jürgen/Schorb, Bernd (Hg.): *Grundbegriffe Medienpädagogik*. München: Kopaed. S. 195-202.
- Troué, Nicole/Bruhn, Herbert (2000): Musikpräferenzen in der Vorpubertät. Wandel von der Elternorientierung zur Peergruppenorientierung. In: Behne, Klaus-Ernst et al. (Hg.): *Die Musikerpersönlichkeit*. Göttingen: Hofgrefe. S. 77-86.